Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **42 (1962-1963)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

BÜCHER

LITERARISCHE KOSTBARKEITEN UND NEUDRUCKE

Überblickt man die Ereignisse auf unserem Büchermarkt während der letzten Jahre, so drängt sich eine erfreuliche Feststellung auf: Unter der Zahl der Veröffentlichungen hat die Qualität nicht gelitten. Schier unerreichbar scheinende Kostbarkeiten der ausländischen wie der deutschen Literatur sind wieder greifbar geworden, zum Teil in preiswerten, dabei vorzüglichen Ausgaben. Worüber wir im folgenden berichten, ist naturgemäß nur ein sehr bescheidener Ausschnitt aus den verfügbaren Möglichkeiten, der jedoch, wenigstens für die Breite der verlegerischen Darbietungen, als repräsentativ gelten kann.

Einige Kostbarkeiten mögen die Überschau eröffnen. *Enea Silvio Piccolomini*, der sich als Papst nach Vergils «pius Aeneas» den Namen *Pius II.* beilegte, gründete neben den Universitäten Ingolstadt und Nantes die *Alma Mater Basiliensis*. Zum Gedächtnis ihres Stifters überreichte die Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel der Universität bei Anlaß ihres fünfhundertjährigen Bestehens eine der schönsten Publikationen, die wir während der letzten Jahre gesehen haben: *Ausgewählte Texte aus den Schriften* Enea Silvios, herausgegeben, übersetzt und biographisch eingeleitet von Berthe Widmer[1]. Der Band enthält neben zehn Tafeln die beste Darstellung, die seit Voigts Werk über Pius II. erschienen ist, dazu ausgewählte Quellentexte in Latein und in deutscher Übersetzung, ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein Nachwort. Den größten Raum nehmen die Texte zur Biographie ein; ist doch Pius II. der einzige Papst, der Erinnerungen hinterlassen hat. Die weiteren Texte umreißen die Interessengebiete des universalen Humanisten: Pflege der Studien, Freude am Altertum und an der historischen Kritik, Landschaftsschilderungen (nach dem Urteil eines Enthusiasten die «schönsten vor Goethe»), Beschreibungen von Ländern und Völkern, geologische Untersuchungen, literarische Porträts berühmter Zeitgenossen, Auseinandersetzung mit Aberglauben und Wunderglauben und mit der zeitgenössischen Gesellschaft sowie die abendländische Kulturgemeinschaft. Ein einziger Hinweis auf Enea Silvios glänzende Feder muß hier genügen: die Schilderung der Südtiroler Bauern im Sarntal, wo der Verfasser kurze Zeit Pfarrer war. Von seinem literarisch bedeutendsten Werk, der Novelle *Euryalus und Lucretia*, die er als Papst gern verleugnet hätte, ist freilich nur kurz die Rede. Sie liegt als bibliophiler Neudruck in der schönen Übersetzung von Max Mell und mit einem kurzen Nachwort des Unterzeichneten ebenfalls wieder vor[2]. Ihr Thema, Liebes Lust und Leid, ist auch das Thema der 19 entzückenden Elegien des Holländers Jan Nicolai Everaerts (1511—1536), die als *Küsse* des *Johannes Secundus* in die Weltliteratur eingegangen sind. Der «liebe, heilige, große Küsser» (Goethe) war einer der tüchtigsten Neulateiner; die «Basia», an eine junge Spanierin gerichtet, wurden mehrfach ins Deutsche übersetzt. Auf diese Vorgänger stützt sich die deutsche Fassung von Felix M. Wiesner, der auch eine kleine Bio-Bibliographie beigesteuert hat[3]. Schade, daß die Originale nicht neben den Übersetzungen stehen, sondern im Anhang, und daß die Illustrationen von Gerhard Gollwitzer ebenso zweifelhaften Geschmack verraten wie die von Christine Gräfin von Kalckreuth für «Euryalus und Lucretia».

Die «Exempla classica» der Fischer-Bücherei sind ein Muster guter Darbietung. Der italienische Text zu *Torquato Tassos* «favola boschereccia» *Aminta* ist der jüngsten kritischen Ausgabe entnommen; ihm steht die neue deutsche Übertragung von Otto von Taube gegenüber[4]. Das Nachwort schrieb Erich Loos. Eine biographische Notiz unterrichtet knapp über den Dichter; die bibliographischen Hinweise dienen der Einführung in das Studium Tassos. Den Umschlag ziert ein Ausschnitt aus Tizians «Nymphe und Schäfer». Der «Aminta» ist nicht nur das schönste Hirtenspiel der Weltliteratur, sondern zugleich das geistesgeschichtlich wichtigste: Im Schlußchor des I. Aktes wird das Prinzip der Liebesfreiheit gegen die «Mode» verkündet, das Goethe im «Tasso» aufgriff und abwandelte: «S'ei piace, ei lice» — «Erlaubt ist, was gefällt.» Auch *Shakespeare* kann man in einer tadellosen zweisprachigen Taschenausgabe erwerben. In «Rowohlts Klassikern der Literatur und Wissenschaft» erschien als jüngster Band *Antonius und Cleopatra* in der unübertroffenen Verdeutschung von Wolf Graf Baudissin, deren Irrtümer im Text dezent berichtigt und in den Anmerkungen belegt sind[5]. Über die philologischen Fragen, welche Urtext und Übersetzung aufwerfen, unterrichtet L. L. Schücking ebenso klar, wie Walter F. Schirmer im Nachwort den Geist des Werkes vergegenwärtigt. Wiederum erleichtern knappe bibliographische Angaben das Selbststudium.

Das englische und das spanische Theater seien miteinander näher verwandt als beide mit dem französischen, schreibt Salvador de Madariaga im Vorwort zu einem Band *Spanischer Meisterdramen*[6]. Abgedruckt sind Fernando de Rojas' Tragikomödie «Celestina» in der Bühnenfassung von Eugen Ortner, Lopes Lustspiele «Der Ehemann in tausend Ängsten», nachgedichtet von Hans Schlegel, und «Die Sklavin ihres Geliebten» in der Bühnenbearbeitung von Karl Heinz Rühl nach der Übersetzung von Adolf Seubert, Tirso de Molinas Schauspiel «Der steinerne Gast», deutsch von Karl Voßler, und Calderóns Schauspiele «Der Richter von Zalamea» und «Das Leben ist ein Traum», beide in der Nachdichtung und Bühnenfassung von Eugen Gürster. Die Übersetzungen sind in ihrer Qualität recht verschieden; dem Geist des spanischen Dramas am nächsten dürfte Voßlers Verdeutschung des weltliterarisch wirksamsten dieser Stücke, des «Burlador de Sevilla», kommen. «Don Juan zählt mit Don Quijote zu den vier Hauptgestalten auf der geistigen Bühne Europas. Die anderen beiden sind Faust und Hamlet.» So nochmals der Kulturvergleicher Madariaga. *Meditationen über «Don Quijote»* hieß das erste Buch von *José Ortega y Gasset*, das wenige Tage vor dem ersten Weltkrieg erschien und nun, mit einer instruktiven Einleitung von Julián Marías, in der Übersetzung von Ulrich Weber auch deutsch zugänglich ist[7]. Es zeigt bereits den ganzen Ortega, der, wie er später einmal geschrieben hat, mit dem «frechen Bizeps der Paradoxie» den Leser zuweilen schockiert, aber immer fesselt. Seine Beobachtungen über die poetischen Gattungen seien dem Literarhistoriker zum Nachdenken empfohlen.

Etwa ein Menschenalter nach Tirso bearbeitete *Molière* den Don Juan-Stoff. Arthur Luther hat die Komödie verdeutscht; neben zwanzig weiteren Stücken Molières ist sie in den *Werken* enthalten, an deren Übersetzung auch Ludwig Wolde und Rudolf Alexander Schröder (mit der «Schule der Frauen») beteiligt sind[8]. Der schöne Dünndruckband verdient die Bezeichnung deutscher Molière: Wir besitzen keine getreuere und vollständigere Übertragung seiner Stücke. Ob es richtig war, die originalen Alexandriner im Deutschen nachzubilden, ließe sich nur durch den Vergleich mit anderen Versuchen und durch die Sprechbarkeit auf der Bühne feststellen. Während die bukolischen Elemente in Molières Komödien zurücktreten (die «Pastorale comique» fehlt in den «Werken»), könnte *Bernardin de Saint-Pierres* Roman «Paul und Virginie» als eine in die Kolonien übertragene Pastorale gelten, mindestens insofern, als ein Urthema aller Bukolik, der Traum vom goldenen Zeitalter, hier seine Rousseau-zeitgemäße Form gefunden hat[9]. Die gute anonyme Übersetzung der schwermütigen Geschichte hätte der zwölf mäßigen

Zeichnungen Simon van Keulens nicht bedurft, um ihre Leser auch heute zu rühren. Für Virginie ist Paris die Stätte der Verderbtheit und des Verderbens; der Frédéric in *Gustave Flauberts* «Lehrjahren des Herzens» (übertragen von Walter Widmer) ist der Meinung, Kunst, Wissenschaft und Liebe, «die drei Antlitze Gottes», könnten nur in Paris gedeihen[10]. Gerade die Metropole trägt aber entscheidend zu seiner Desillusionierung bei. Es liegen fast drei Generationen zwischen dem präromantischen Schwärmer und dem Entzauberer der Romantik.

Nach Meinung eines Literarhistorikers ist der Stil der «Education» «im besten Sinne realistisch». Was ist mit solchen Worten gemeint? Der Realismus ist zu einem zentralen poetologischen Problem geworden, seit *Erich Auerbach* sein epochemachendes Werk «Mimesis — Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur» veröffentlicht (1946) und in 2., verbesserter Auflage um einen Aufsatz über «Die verzauberte Dulcinea» erweitert hat[11]. Selbst die geistvollen, aber tendenzbehafteten Ausführungen in *Georg Lukács* Studie «Wider den mißverstandenen Realismus» — der sachgemäßere Originaltitel lautet «Die Gegenwartsbedeutung des kritischen Realismus» — führen kaum über Auerbach hinaus, auch wenn Lukács seine Thesen mit zielstrebiger Hartnäckigkeit propagiert[12]. Vielleicht sollte man einmal nicht die Literarhistoriker, sondern die Dichter selbst zum Problem hören. Wir fanden eine sehr glückliche Formulierung in *Paul Valérys* «Windstrichen», Aufzeichnungen und Aphorismen (vorzüglich übertragen von Bernhard Böschenstein, Hans Staub, Peter Szondi)[13]: «Eine schlecht beobachtete Tatsache ist tükkischer als ein falscher Schluß.» Die Literarhistoriker vergessen gern, was die französischen Moralisten seit langem wissen: daß nämlich die Literatur auch einen moralischen Aspekt aufweist.

Moralisten und Süchtige

In England sind es vornehmlich die Romanciers, die moralisch wirken möchten. Vergleicht man «Paul und Virginie» mit *Daniel Defoes* «Robinson Crusoe», dem Urtypus der spezifisch angelsächsischen Gattung der «realistic fiction», so fällt der Unterschied zwischen sentimentaler Empfindsamkeit und puritanischer Didaktik ins Auge. Daß der «Robinson» dennoch ein unsterbliches Werk geworden ist, dankt er neben Defoes epischem Atem vor allem jenen «Vorstellungen, die aus der Entwicklungstiefe der Menschheit zu stammen scheinen und... Kindern wie Erwachsenen so innerlich gemeinsam sind, daß die Phantasie... sich so spielend in sie einwohnt, als sei man selbst einmal... dabeigewesen». So Hans Reisiger in dem glänzenden Nachwort zu seiner ungekürzten Übersetzung des «Robinson», die mit den schönen alten Holzschnitten von Grandville geschmückt ist[14].

In Parenthese sei es erlaubt, wieder einmal auf das Problem der Übertragungen hinzuweisen. Reisiger gehört zu unseren besten Übersetzern; seinen deutschen Whitman nannte Thomas Mann «ein wahres Gottesgeschenk», und der «Robinson» steht ihm nicht nach. Natürlich ist die Fähigkeit zum Übersetzen eine Gabe; doch vieles läßt sich auch lernen. Die elenden Stümpereien, die nach wie vor den Markt überschwemmen, sind nicht zuletzt eine Folge der Unkenntnis der Hilfsmittel und ihrer Benutzung. Gerade der Übersetzer aus dem Englischen aber hat es verhältnismäßig leicht, weil ihm das genaue Gegenstück zu P. M. Rogets «Thesaurus of English Words and Phrases» (zuerst 1852) in der Neubearbeitung eines Werkes zur Verfügung steht, welches in achtzig Jahren die zwölfte Auflage erreicht und zu einem unentbehrlichen Handwerkszeug geworden ist: der «Deutsche Wortschatz» von *Wehrle-Eggers*, der mehr hält als der Untertitel verspricht: einen «Wegweiser zum treffenden Ausdruck[15]». Das Werk zerfällt in einen systematischen und einen alphabetischen Teil; mit Hilfe des zweiten läßt sich nahezu jeder gesuchte Ausdruck im ersten auffinden. Von Vorteil ist die Einteilung in nur sechs Hauptgruppen: begriffliche Beziehungen, Raum, Stoff, Geistesleben, Gebiet des Wollens, Gefühlsleben, welche ihrerseits in tausend Artikel untergegliedert sind, wobei Begriff und Gegenbegriff einander folgen.

Selbstverständlich fehlen weder die Herkunftsnachweise noch die Bezeichnungen für die Sprachschichten und Stilebenen der einzelnen Wörter; auch Fremd- und Modewörter sind aufgenommen. Graphisch wenig glücklich sind lediglich die Betonungszeichen *vor* der betonten Silbe: 'Theke; warum nicht Theke? Die Neubearbeitung des «Deutschen Wortschatzes» durch Hans Eggers ist ein hervorragendes Arbeitsinstrument, zugleich eine Bestandsaufnahme unserer Sprache und ein Synonymenlexikon, wie es gerade dem Übersetzer unentbehrlich ist.

Nun wäre es ein reizvolles Vergnügen, zwei Übersetzungen eines Meisterwerkes miteinander zu vergleichen. *Laurence Sternes* magnum opus liegt einmal unter dem Titel «Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys» vor, eingeführt und verdeutscht von Rudolf Kaßner und geziert mit zehn Abbildungen nach zeitgenössischen englischen Kupfern[16], das andere Mal als «Leben und Meinungen des Tristram Shandy», deutsch von A. Seubert (um 1880), Nachwort von Peter Michelsen[17]. Wir müssen uns das Vergnügen versagen, möchten aber wenigstens anmerken, daß gute Autoren nicht unbedingt die besseren Übersetzer sein müssen.

Eine Fundgrube literarischer Kostbarkeiten verspricht die «Neue Bibliothek der Weltliteratur» des Henry Goverts-Verlages zu werden. Unter den ersten Bänden befinden sich vier Hauptwerke des Essayisten *Thomas de Quincey:* «Bekenntnisse eines englischen Opiumessers», «Suspiria de profundis», «Die englische Postkutsche», «Der Mord als schöne Kunst betrachtet». Walter Schmiele hat sie übersetzt und mit einem instruktiven Nachwort sowie erläuternden Anmerkungen versehen[18]. Hätten wir ein Publikum, welches die literarische Sensation höher schätzte als die inhaltliche, so müßte dieser Band ein großer Erfolg werden. Denn abgesehen davon, daß unseres Wissens die Hauptwerke de Quinceys hier zum ersten Male in deutscher Sprache vereinigt sind, gehören seine Essays zu den Mustern ihrer Gattung und zu den fernwirkenden Anregungen der europäischen Dekadenz. Von ihm führt der Weg zu Baudelaires Räuschen und noch zu Lautréamont. Es könnte ein Einfall de Quinceys sein, wenn *William Makepeace Thackeray* bei seinem Besuch in Weimar Goethes Augen mit denen des Helden von «Melmoth the Wanderer», der Hauptgestalt eines Schauerromanes von Maturin, vergleicht. In der Tat finden sich gemeinsame Züge bei dem Erfinder des snob und seinem opiumsüchtigen Landsmann, mindestens in der nationalen Skurrilität. Auch Thackerays großer Roman «Jahrmarkt der Eitelkeiten» ist in zwei griffigen Dünndruckbänden neu gedruckt (deutsch von H. Röhl)[19]. Wenn der Autor ihn «einen Roman ohne Helden» nennt, so gilt dies nur bedingt: Der Held ist die britische Gesellschaft in der Epoche ihrer Weltmacht.

Es läßt sich kein schärferer Gegensatz zu dem weltfreudigen Thackeray denken als der Däne *Herman Bang.* Im Nachwort zu seiner Übersetzung der Erzählungen «Das weiße Haus» und «Das graue Haus» charakterisiert ihn Walter Boehlich als «Einsamen, Verlassenen, Ungeliebten und darum bisweilen Bitteren und Verzweifelten, Desillusionierten[20]». Diese Stimmung teilt sich dem Leser beklemmend mit. Scheitern ist das Schicksal des Autors wie seiner Gestalten. Für einen Gescheiterten hielt sich auch Bangs skandinavischer Nachbar *August Strindberg.* Über Hermann Reichs Neuübertragung seiner *Dramen* haben wir in dieser Zeitschrift bereits ausführlich berichtet (vgl. XXXVII 5, August 1957, S. 429). Unterdessen ist der II. Band erschienen[21]. Er enthält «Der Vater», «Fräulein Julie», «Karl XII.», «Scheiterhaufen» und — leider gekürzt — das Schlüsseldrama der Moderne, «Nach Damaskus».

Romantiker und Gesellschaftskritiker

Auch die wissenschaftlichen Verlage sind auf den Geschmack gekommen, «zu Unrecht vergessene Texte» auszugraben. Unter diesem Titel erscheint eine Reihe in der Abteilung Dokumentationen der Sammlung Metzler. Sie wurde mit einem ansprechenden Faksimiledruck der Originalausgabe von *Karl Philipp Moritz'* fragmentarischer Erzählung «Die neue Cecilia» (1794) eröffnet; Hans Joa-

chim Schrimpf schrieb das kundige Nachwort[22]. Das nahezu verschollene Werkchen bildet eine willkommene Ergänzung zu Moritz' «psychologischem Roman» «Anton Reiser», «bis in alle Unregelmäßigkeiten» getreu nach dem Text des Erstdruckes (1785—1790) wiedergegeben, mit einem Nachwort von Max von Brück[23]. Mehr Autobiographie als Roman, ist dieses Buch ein wahrhaft erstaunliches Zeugnis des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Zwar fehlt Moritz die hinreißende Rhetorik Rousseaus; doch in der Selbstbeobachtung steht er ihm kaum nach.

Zu den vornehmsten verlegerischen Initiativen der Gegenwart zählt der Neudruck historisch bedeutender Zeitschriften. Wir haben an dieser Stelle ausführlich über Schillers «Horen» berichtet (vgl. XL 7, Oktober 1960, S. 733 f.). Mit der gleichen Sorgfalt sind nun die drei Jahrgänge 1798—1800 des «Athenaeums» der *Brüder Schlegel* in einem Bande fotomechanisch nachgedruckt worden; Ernst Behler schrieb ihre Geschichte[24]. «Dieses Journal... erlebt seit 50 Jahren schon die dritte Neuauflage, und vielleicht ist es in dieser Spanne noch öfter, jedenfalls mit mehr Sympathie gelesen worden als zur Zeit seines Bestehens.» Wie Schiller erlebten auch die Schlegels mehr Kummer als Freude an ihrer Arbeit, was sie nicht zuletzt ihrer ungezügelten Feder zuzuschreiben hatten. Das Ziel des Unternehmens hat am bündigsten Friedrich Schlegel in einem (übrigens hölzernen) Sonett umrissen: «Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen, / Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde...» Die Antwort der Gekränkten ließ nicht auf sich warten: «Nun schreyt und schreibt in Ohnmacht sehr geschäftig... / Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.» Aber Schlegel konnte stolz abschließen: «Es hats die That beeidigt, / Daß unsre Ansicht allgemein und kräftig.» Denn nichts hat der Romantik rascher zum Sieg verholfen als dieses Journal, an dem außer den Brüdern nur wenige Freunde mitarbeiteten, darunter Caroline, Dorothea und Sophie Tieck, Novalis und Schleiermacher.

Auch bisher unerschlossene Quellen zur Geschichte der späteren Romantik beginnen sich zu öffnen. Seiner musterhaften Edition der «Briefe der Brüder Grimm an Savigny» (vgl. Schweizer Monatshefte XXXVII 5, August 1959, S. 426) hat der verdiente Herausgeber Wilhelm Schoof in Verbindung mit Jörn Göres einen umfangreichen Band «Unbekannte Briefe der Brüder Grimm» folgen lassen[25]. 266 Nummern spiegeln die Lebensstationen Kassel, Göttingen, Berlin während der Jahre 1805—1863, dazu die Reisen, die Jacob unter anderem nach Italien und Skandinavien führten. Verbindende Texte des Herausgebers, ergänzt durch Anmerkungen, geben die zum Verständnis nötigen Erläuterungen. Der Kuriosität halber sei das Verzeichnis der Diplome gelehrter Gesellschaften für die Brüder Grimm erwähnt; es sind genau fünfzig, von Pest bis Paris und von Upsala bis Catania. Die Publikation hat dreifachen Wert: Sie ist ein wichtiges Dokument zur Lebensgeschichte der Schreiber sowie zur Geschichte ihrer Wissenschaft, und sie zeigt zwei redliche Männer im Kampf um ihr Recht. «Geld kann uns zunächst nicht helfen, zuerst kommt es darauf an, daß unsere freunde und alle redlichen Leute das rechtliche unserer schritte... anerkennen. es lag dabei nichts zu grunde als die innere keinen augenblick schwankende überzeugung daß wer sein gewißen rein erhalten wollte, nicht anders handeln durfte.» So schrieb Wilhelm zehn Tage nach der Amtsenthebung infolge des Protestes der Göttinger Sieben gegen den Verfassungsbruch des Königs von Hannover.

Jörn Göres hat auch *Emil Ermatingers* «Deutsche Dichter 1750—1900» überarbeitet; der Band ist mit 32 Textabbildungen und 209 Tafeln ausgestattet, zu denen Göres Erläuterungen beigeteuert hat[26]. Ermatingers Buch (zuerst 1948/49) ist nicht in dem Sinne «klassisch» geworden, daß es einer Bearbeitung entbehren könnte; auch der von Göres gewählte Einsatz mit dem Jahre 1750 (statt 1700) scheint uns vertretbar, weil erst seit Klopstock die Persönlichkeit des Dichters das Werk entscheidend mitbestimmt. Doch trotz der Bearbeitung ist die Methode — «eine Geistesgeschichte in Lebensbildern» — veraltet; Biographik dieser Art fällt unter die erledigten Akten. Die Art, aus einigen Zitaten erklären zu wollen, weshalb etwa Fontane eine Schwäche für den Adel hatte

und erst im Alter Romane geschrieben hat, erscheint heute eher seltsam. Liest man *Theodor Fontanes* Romane «L'Adultera», «Cécile» und «Die Poggenpuhls», die unter dem Titel «Drei Romane aus der Berliner Gesellschaft» zusammengefaßt sind (nach den Erstausgaben herausgegeben und kommentiert von Edgar Groß), so wird man bald zu anderen Schlüssen kommen[27]. Auch über die «Wanderungen durch die Mark Brandenburg» hat Ermatinger wenig Gewichtiges zu sagen; ihre wahre Bedeutung ist jüngst durch einen glänzenden Essay von *Ernst Howald* in seinem Sammelbande «Deutsch-Französisches Mosaik» ins Licht gerückt worden[28]. Mehr politischen als literarischen Charakter hat eine Auswahl aus den «Wanderungen», herausgegeben von Hans-Ulrich Engel und Hans-Joachim Schlott-Kotschote unter dem Titel «Fontane damals une heute»[29]. Wer sich darüber unterrichten möchte, was aus den vom Standpunkt der Denkmalspflege bedeutenden Kirchen und Herrenhäusern, die Fontane geschildert hat, nach dem zweiten Weltkrieg geworden ist, findet in den Berichten der Herausgeber zu den einzelnen Kapiteln Fontanes und in einem Denkmalsverzeichnis erschütternde Zeugnisse jakobinischer Unvernunft. Denn viele dieser Gebäude haben den Krieg überstanden, sind aber später mutwillig zerstört oder ihrer Inneneinrichtungen beraubt worden; nur wenige Denkmäler wurden wiederhergestellt. Das Verzeichnis gewinnt besonderen Wert durch den Umstand, daß die Errichtung der Berliner Mauer den Zugang zu den Fontane-Stätten fast unmöglich gemacht hat.

Fontane hat unmittelbar auf *Thomas Mann* eingewirkt, dessen «Erzählungen», insgesamt 30, jetzt in einem schönen Einzelband greifbar sind[30]. Wenn selbst die zeitgebundenen Stücke wie «Wälsungenblut» kaum von ihrem Glanz verloren haben, so ist dies wohl auch der Tatsache zu danken, daß Thomas Manns Werk eine ganze Kulturepoche repräsentiert. Liest man den von Christoph Schwerin ausgezeichnet zusammengestellten und eingeleiteten Auswahlband «Große Essayisten der Neuen Rundschau 1890—1960», der unter dem Titel «Der goldene Schnitt» erschienen ist, so findet man unter den 60 Autoren vier Namen aus der Familie Mann; sie hat das Gesicht der deutschen Literatur in der ersten Jahrhunderthälfte entscheidend formen helfen[31]. Es dürfte wenig literarische Zeitschriften geben, die im Laufe ihres siebzigjährigen Erscheinens eine größere Zahl guter Namen vereinigt haben als die «Neue Rundschau»: Tolstoj, Alfred Weber, Simmel, Cassirer, Rathenau, Gorki, Einstein, Scheler, Benn, Valéry, Gide, Sartre, Eliot, Carl J. Burckhardt, um nur einige Sterne zu nennen.

Esoteriker und Satiriker

Neben der Haltung, welche durch diese Namen umschrieben ist — man sollte sie statt «realistisch» besser gesellschaftskritisch bezeichnen —, wird das erste Jahrhundertdrittel zugleich von esoterischen Geistern beherrscht. Zwar bestehen zwischen beiden Tendenzen zeitweise Verbindungen, die durch die «Rundschau»-Mitarbeiter Hofmannsthal und Lukács angedeutet sein mögen; indessen lagen die Ziele zu weit auseinander, als daß eine echte und dauerhafte Zusammenarbeit möglich gewesen wäre. Eine gewisse Starrheit, ja Sterilität der Haltung, des Dichtens und Denkens der Esoteriker verhinderte wohl die Annäherung. Hundert Jahre nach Gerhart Hauptmanns Geburt kann folgende Äußerung aus dem Jahre 1909 nur noch auf Nachsicht hoffen: «Gespräch mit dem Meister und Wolters über die gegenwärtige deutsche Literatur: daß Hauptmann seit langem Anschluß an den Meister suche. St. G.: ‚Aber was kann ich ihm sagen, und es hat doch nur einen Zweck, wenn ich ihm etwas Ordentliches sagen könnte. Wenn er noch in einem anderen Fach etwas Tüchtiges leistete, dann könnte ich ihm was Gutes sagen. Aber so —. Aber freilich muß er Anschluß an mich suchen. Wer könnte ihn sonst etwas lehren, das er nicht selbst könnte...‘» Es ist nicht schwer zu raten, wer der «Meister» ist: Die Sätze finden sich in *Berthold Vallentins* «Gespräche mit Stefan George 1902—1931»; ein Ungenannter hat sie eingeleitet und gut kommentiert[32]. Vallentins Bücher über Napoleon und Winckelmann sind

Geschichtsdichtungen von Rang; auch die Gespräche mit George sind mehr als nur biographische Dokumente. Doch selbst wenn man sich nach Rat des Herausgebers hütet, die Äußerungen des Augenblicks zu verabsolutieren — die Praeceptor Germaniae-Geste bleibt peinlich. Auch ist sie nicht die einzige ihrer Art. Unterdessen haben sich andere das Amt angemaßt. Besser also, man hält sich an *Georges Werke* selbst, die in einer handlichen zweibändigen Dünndruckausgabe wieder zu haben sind[33]. Die Mythisierung des «Meisters» hat es bisher verhindert, daß seine Dichtungen in der deutschen Literaturgeschichte den Platz einnehmen, der ihnen zukommt. Einmal ist George der große Übersetzer fremder Lyrik, dessen Leistung denen der Romantiker ebenbürtig ist; zum andern ist er — neben Wagner — der einzige Vertreter der *décadence* von europäischem Format in deutscher Sprache. Er steht am Ende, nicht am Anfang einer Entwicklung, wie seine Jünger glaubten. Sein Werk harrt der Wiederentdeckung im Zeichen der Entmythologisierung; sie wird vermutlich von Frankreich ausgehen. Immerhin ist es zu begrüßen, daß die Auseinandersetzung mit George fortschreitet. Wir verweisen auf ein kleines Buch von *G. Schneider-Herrmann* über «Stefan George in seiner Dichtung», das durch den Versuch zur Sachlichkeit vom Gesäusel der Hierodulen sich wohltuend unterscheidet[34]. Eine gültige Lösung bietet es freilich nicht.

«Nur im Französischen, in der Sprache in der sie koncipiert waren, klangen die Verse [Georges] für den, der sie in Gedanken rückübersetzte, wenn nicht natürlich, so doch künstlerisch, weil nur in ihr sich Form und Inhalt deckten, während das Deutsche mit scheinbar deutschen Worten ein äußerlich festgepacktes und scharfgefaßtes, aber ganz mechanisches Mosaik aus Vokabeln geschaffen hatte, in der Art von Klopstocks späteren Oden oder gewissen Übersetzungen aus orientalischen Sprachen» (gemeint ist wohl Rückert). *Rudolf Borchardt* schrieb diesen Satz 1928 in seinem Essay «Die Gestalt Stefan Georges». Der Aufsatz findet sich abgedruckt in seinen *Gesammelten Werken* in acht Einzelbänden, die nunmehr abgeschlossen sind; Marie Luise Borchardt hat sie unter Mitarbeit von Ernst Zinn und anderen herausgegeben[35]. Die Werke umfassen je einen Band Gedichte, Reden, Erzählungen, Übertragungen, Dramen und drei Bände Prosa. Borchardt war ein scharfsehender und scharfsinniger Kritiker Georges; vielleicht war er zu dieser Aufgabe prädestiniert, weil seine eigene dichterische Produktion mit ähnlichen Mängeln behaftet ist wie die Georges. Seine Größe liegt im Essay; hier stand ihm seine universale Gelehrsamkeit nicht im Wege. Die Gedichte, Erzählungen, Dramen hingegen lassen kühl. Auch er war ein hervorragender Vermittler, vor allem der Troubadours und Walter Savage Landors; dagegen ist sein deutscher Dante an eigenwilligem Alexandrinertum erstickt. Auch sein Werk harrt der Erschließung; wie reizvoll könnte etwa eine Untersuchung über das Verhältnis seiner dreiaktigen Komödie «Pamela» zu Goldonis Vorbild und zu Richardsons Roman sein! Als Meister der deutschen Prosa ist er noch nicht ins Bewußtsein seiner Landsleute eingedrungen. Wird ihm die Neuausgabe, für die dem Verlag hoher Dank gebührt, den Weg bereiten, oder wird sie einer Bestattung in den Regalen der Bibliotheken gleichkommen? Wir wagen zu zweifeln, mehr noch als bei George.

Glücklicher als die Kurve des Nachruhmes dieser beiden Dichter verläuft *Hugo von Hofmannsthals* Geschick bei der Nachwelt. Von seinen *Gesammelten Werken in Einzelausgaben*, besorgt von Herbert Steiner, liegt uns der Band «Aufzeichnungen» vor[36]. Er enthält das «Buch der Freunde», Tagebuchnotizen, Briefe und Aufsätze, Entwürfe und andere verstreute Niederschriften, einiges aus dem Nachlaß; manches ist aus fremden Sprachen zurückübersetzt, vieles bedarf gewiß der Ordnung und Überprüfung. Doch eines ist gewiß: Was den Dichter anrührte, und wäre es nur flüchtig gewesen, empfand er poetisch, und sobald er es in eigenen Ausdruck umschmolz, wurde es Poesie. Das schönste Wort, das wir in diesen Aufzeichnungen fanden (hat er es selbst konzipiert oder adaptiert, weil es ihm entsprach?): «Hominem amare: sicut qui velit fontem amplexu retinere.»

Fontane — um den prachtvollen alten Herrn noch einmal zu bemühen — hat mit milder Ironie gedichtet: «Was mir fehlte, war: Sinn für Feierlichkeit.» Auch den Literarhistorikern ist dieser Sinn gottlob ziemlich abhanden gekommen. Darum sei es erlaubt, unseren Bericht mit einigen Unfeierlichkeiten zu beschließen. Am Ende unseres Stapels liegen zwei einander ergänzende Bände: *Ferdinand Raimunds Sämtliche Werke* in Dünndruck, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von *Friedrich Schreyvogl*[37], und *Das Wiener Volkstheater in seinen schönsten Stücken*, herausgegeben und eingeleitet von *Gerhard Helbig*, mit 14 hübschen zeitgenössischen Abbildungen[38]. Der Raimund-Band umfaßt neben den acht Zauberspielen auch Textvarianten, Gedichte und Aphorismen; das «Volkstheater» gibt neben drei Stücken Raimunds drei Possen von Nestroy und je eine von Adolf Bäuerle, Joseph Alois Gleich und Karl Meisl. Die Stücke der zuletzt Genannten sind historisch aufschlußreich, doch von geringerer Qualität. Raimund aber ist der geniale Schöpfer von Charakteren; sein Rappelkopf schließt die Reihe großer Ahnen würdig ab: Menanders Dyskolos, Shakespeares Timon, Molières Misanthrope, Goldonis Burbero. Nestroy ist ein Lokalsatiriker von universalem Format; sein Witz erreicht surreale Dimensionen; in seinen Dialogen und Couplets scheint die Sprache selbst zu dichten. Gemeinsam ist beiden der untrügliche Sinn für szenische Wirkung; als Komödianten wußten sie besser als mancher erlauchte Dramatiker, was ein Stückeschreiber dem Theater schuldig ist.

Das wußte im übrigen auch einer, der trotz Herkunft aus einem Försterhaus und trotz Studium der Rechte unter Schauspielern, Künstlern und Schriftstellern seine eigentliche Heimat fand: *Ludwig Thoma*. Seine *Ausgewählten Werke* (mit einem Vorwort von Eugen Roth) zeigen ihn keineswegs nur als biederen Heimatschriftsteller[39]. Der «Briefwechsel des bayrischen Landtagsabgeordneten Jozef Filser», die erdichtete Korrespondenz eines bajuwarischen Dunkelmannes, hat den Vergleich mit Huttens und seiner Mitarbeiter «Dunkelmännerbriefen» nicht zu scheuen. Überhaupt liegt das Unvergängliche von Thoma in der urwüchsigen Kraft seiner Moralistik, weniger im Roman (Band III enthält «Der Wittiber», «Altaich» und «Der Jagerloisl») und schon gar nicht in der Bänkelsängerei, in der ihm Wedekind überlegen war. Aber seine Bühnenstücke, von denen sechs aufgenommen sind, und viele der kleinen Geschichten sind Satiren von Rang aus dem Geiste der Menschenliebe. Daß sich die Menschenliebe hinter Gemütlichkeit und die Moralistik hinter Bärbeißigkeit versteckt, macht nicht den geringsten Reiz von Thomas Schriften aus. In den Grenzen des Bajuwarischen ist er ein Originalgenie.

Horst Rüdiger

[1] Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel-Stuttgart 1960. [2] Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 1960. [3] Verlag Die Waage, Zürich 1958. [4] Frankfurt am Main-Hamburg 1962. [5] Reinbek bei Hamburg 1962. [6] Verlag Kurt Desch, Wien-München-Basel 1961. [7] Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1959. [8] Insel-Verlag, Wiesbaden 1959. [9] Verlag Die Waage, Zürich 1953. [10] Winkler-Verlag, München 1957. [11] Francke-Verlag, Bern 1959. [12] Claaßen-Verlag, Hamburg 1958. [13] Insel-Verlag, Wiesbaden 1959. [14] Manesse-Verlag, Zürich 1957. [15] Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1961. [16] Carl Schünemann-Verlag, Bremen o. J. [17] Fischer-Bücherei, Frankfurt am Main-Hamburg 1962. [18] Stuttgart 1962. [19] Insel-Verlag, Wiesbaden 1958. [20] Manesse-Verlag, Zürich 1958. [21] Albert Langen — Georg Müller, München o. J. [22] J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1962. [23] Insel-Verlag, Wiesbaden 1959. [24] J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart 1960. [25] Athenäum-Verlag, Bonn 1960. [26] Ebd. 1961. [27] Nymphenburger Verlagshandlung, München 1958. [28] Artemis-Verlag, Zürich-Stuttgart 1962; vgl. meinen Aufsatz «Ein Meister des literarischen Essays» in Neue Zürcher Zeitung, Nr. 4171 vom 28. Oktober 1962. [29] Verlag für internationalen Kulturaustausch, Berlin-Zehlendorf 1958. [30] S. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1958. [31] Ebd. 1960. [32] Castrum Peregrini Presse, Amsterdam 1961.

[33] Helmut Küpper, vormals Georg Bondi, München-Düsseldorf 1958. [34] Origo-Verlag, Zürich 1957. [35] Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1957 bis 1962. [36] S. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1959. [37] Winkler-Verlag, München 1960. [38] Carl Schünemann-Verlag, Bremen 1960. [39] R. Piper & Co. Verlag, München 1960.

GLAUBE UND WELT

Kolonialpolitik im Lichte des Evangeliums

Die Umwälzungen, die heute im Fernen Osten vor sich gehen, sind nur zum Teil die Folgen der kommunistischen Weltpolitik. Die europäische Kolonialherrschaft, die erst wenige Jahrzehnte zurückliegt, hat durch ihre oft kurzsichtige Einstellung die Voraussetzungen zu manchen gegenwärtigen Entwicklungen geschaffen. Die ungeschickte Behandlung Chinas durch die imperialistische Politik Kaiser Wilhelms II. liegt erst ein halbes Jahrhundert zurück; sie hat im Bewußtsein der fernöstlichen Menschen zusammen mit andern Vergewaltigungen durch europäische Mächte tiefe Spuren hinterlassen. Daneben suchten sich freilich schon in jener Zeit viele europäische Christen in einer in mancher Hinsicht modern anmutenden Weise mit den Kolonialfragen im christlichen Sinne auseinanderzusetzen. Denn für den gläubigen Christen stehen alle großen Ereignisse in der Völkerwelt in engem Zusammenhang mit der Geschichte des Reiches Gottes. Die Einsicht in diese verborgenen, aber überaus wirksamen Beziehungen ist ein Gegenstand der christlichen Glaubenserkenntnis, um die fortwährend neu gerungen werden muß.

In diese Besinnung hinein gehört das Buch: *Christoph Blumhardt, Christus in der Welt*, Briefe an Richard Wilhelm, herausgegeben von Professor Dr. *Arthur Rich* in Zürich (Zwingli-Verlag 1958). Der nachmalige bekannte China-Kenner und Professor für Sinologie in Frankfurt a. M. Richard Wilhelm weilte um die Jahrhundertwende im Auftrag des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins (Ostasienmission) als Missionslehrer in der deutschen Kolonie Kiautschau. Mit seinem Schwiegervater, Pfarrer Christoph Blumhardt d. J. in Bad Boll, führte er einen aufschlußreichen Briefwechsel über die bedrängende Frage, wie den Chinesen das Evangelium verkündet werden könne, aber auch über viele Probleme der Weltpolitik, im besondern über die China-Politik des deutschen Kaiserreiches. Prof. Rich hat nun diesen Briefwechsel veröffentlicht. Er geht über die kirchenhistorische Bedeutung weit hinaus und führt in die brennenden Fragen der Gegenwart ein. Die Freiheitsbewegung der farbigen Völkerwelt, ihre Abwendung vom kolonialistischen Westen, ihre Zuwendung zu einer nationalistischen und christentumsfeindlichen Haltung wird um vieles verständlicher, wenn man im Spiegel des Briefwechsels zweier aufgeschlossener Zeitgenossen die Methoden miterlebt, die noch vor einem halben Jahrhundert von europäischen Großmächten gegenüber China angewendet wurden. Blumhardt, der damals der oppositionellen Sozialdemokratischen Partei Württembergs angehörte, übt scharfe Kritik an den falschen Wegen der deutschen Politik, deren Früchte die Gegenwart erntet. Aber wichtiger als diese politischen Nachrichten und Bemerkungen sind im Briefwechsel die überlegenen christlichen Gesichtspunkte, unter denen Blumhardt und Wilhelm die Geschicke der Völkerwelt zu verstehen suchen. Sie erblicken überall Christus als den Herrn der Welt am Werk, nicht nur im Christentum, sondern in allem, was sich auch in der konfuzianischen Lehre der Menschlichkeit annimmt. Während Wilhelm nicht selten in der Gefahr stand, das besondere, unaufgebbare christliche Glaubens-

gut der andern Religiosität anzugleichen, hält Blumhardt die innere Linie, die Botschaft von Jesus als dem Welterlöser für alle beharrlich fest. Aber er versucht sie aus den Bindungen und Fesseln der abendländischen Kultur herauszulösen und frei und ungehemmt von westlichen Vorurteilen in die Völkerwelt hinein zu stellen. So bietet sein Briefwechsel auch für die Mission der Gegenwart wichtige Anregungen. Denn es wird heute wie damals die entscheidende Frage sein, ob es gelingt, die Botschaft des Evangeliums so zu verkündigen, daß die nichtchristlichen Völker dadurch erreicht werden, ohne daß sie sich von der westlichen Zivilisation vergewaltigt fühlen müssen. Nur wenn sie in Freiheit sich Christus zuwenden können, besteht die Aussicht, daß sie die so notwendige starke innere und äußere Abwehrkraft gegen den Kommunismus entwickeln können.

Das Buch wird gerade mit seinem scheinbar rein historischen Tatsachen-Material zu einer kritischen Frage an die gegenwärtige Christenheit, wie sie sich zum Aufbruch der farbigen Völker einstelle, eine Frage, die angesichts der großen Ausdehnung des Auslandschweizertums auch für unser Land von nicht geringer Bedeutung ist und die letzten Endes nur in der von Blumhardt vorgezeichneten christlichen Freiheit gelöst werden kann.

Von der Spaltung zur Einheit

Eine der wichtigsten Tatsachen der neueren Kirchengeschichte ist das Streben der Christenheit, soweit sie nicht römisch-katholisch ist, nach einer freien, im Glauben und in der Liebe begründeten Einheit. Äußerlich ist diese Bewegung durch die Weltkirchenkonferenzen von Stockholm, Lausanne, Edinburgh, Oxford, Amsterdam, Evanston und Neu-Delhi gekennzeichnet, durch welche seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die Einheit der Christenheit wesentlich gefördert wurde. Innerlich machte die Ökumenische Bewegung einige charakteristische Stadien der Entwicklung durch. Die ersten Jahrzehnte brachten die an sich schon überragend wichtige Tatsache einer gemeinsamen Aussprache der Kirchen, die seit Jahrhunderten getrennt lebten. Ihr folgte der Wille zum sichtbaren organisatorischen Zusammenschluß, der in der Bildung des Weltkirchenrates konkrete Form annahm. Organisation bedeutet hier nicht Regierungsgewalt einer überlegenen Behörde, sondern freier Zusammenschluß gleichberechtigter Partner, ungefähr mit der alten Eidgenossenschaft und ihrer Tagsatzung vergleichbar. Dieses Stadium birgt die Gefahr in sich, daß die Kirchen ein selbstgenügsames Gespräch innerhalb ihres Kreises führen und mit der gegenseitigen ständigen Fühlungnahme schon ein Übriges an ökumenischer Haltung getan zu haben glauben. Die Bewegung zum Zusammenschluß der Christenheit muß daher lebendig vorwärtsschreiten. Und dies aus zwei wesentlichen Gründen. Auf der einen Seite darf sie sich nicht mit dem bisher Erreichten begnügen, weil der Befehl des Herrn, eins zu sein im Geiste des Friedens, noch lange nicht erfüllt ist und die Kirchen immer neu antreibt; auf der andern Seite ruft die wachsende Bedrohung des christlichen Glaubens in aller Welt nach aktiver Einheit der Kirche.

Das Buch *Von der Spaltung zur Einheit* von *Lesslie Newbigin* (Basler Missionsbuchhandlung, Basel 1956) kann zu einem Markstein der vorwärtsschreitenden Entwicklung in der Ökumene werden. Der Verfasser, einer der Bischöfe der Südindischen Kirche, in welcher sich verschiedene überlieferte Kirchentypen zusammengeschlossen haben, hebt aus der Fülle der Probleme besonders zwei Gesichtspunkte hervor. Da ist erstens die grundsätzliche missionarische Aufgabe der Kirche. Mission darf nicht nur eine Angelegenheit kleiner Kreise in den alten, traditionellen Kirchenkörpern bleiben. Die ganze Kirche hat eine Verantwortung für die ganze Welt, und diese muß in der Mission zum Ausdruck kommen. Da auch im christlichen Gebiet die Kirche immer mehr in einer praktisch nichtchristlichen Welt lebt, gleichen sich innere und äußere Mission allmählich an. Der Endpunkt dieser Entwicklung dürfte in der von Newbigin visierten Zusammenlegung von Internationalem Mis-

sionsrat und Ökumenischem Rat liegen, die inzwischen in Neu-Delhi 1961 zur Tatsache goworden ist. Der zweite Gedanke klingt für manche altüberlieferten Kirchen wohl noch radikaler. Man unterscheidet in der Ökumene gemeinhin zwischen «katholischen» und «protestantischen» Gruppen, wobei diese Ausdrücke nicht im kirchenhistorischen Sinn, sondern als grundsätzlicher Typus aufzufassen sind. «Katholisch» nennt man die Kirchen, die als unabdingbares Merkmal der wahren Kirche Christi das Amt und die apostolische Sukzession, das heißt die ununterbrochene Reihenfolge der kirchlichen Weihe verlangen, ohne doch deswegen dem römischen Papst untertan zu sein. Dazu gehört vor allem die Anglikanische Kirche. «Protestantisch» nennt man die Kirchen, die im Gegensatz dazu nur die reine biblische Lehre und die rechte Verwaltung der Sakramente für maßgebend erachten. Nun stellt der Verfasser neben diese beiden seit der Reformation in der nichtrömischen Christenheit vorhandenen Gruppen eine dritte: «die pfingstliche» Richtung. Darunter versteht er die ständig anwachsende freie Assoziation der Christen, denen die Gabe des Heiligen Geistes wichtiger erscheint als die apostolische Sukzession oder die Reinheit der Lehre. Es sind jene Gruppen, die schon in den Nebenströmungen der Reformation beginnen und heute eine große, sehr bewegliche weltweite «dritte Kirche» bilden. Die Ökumenische Bewegung müsse auch für sie aufgeschlossen werden; die beiden andern Kirchentypen müßten sich von ihr fragen lassen, ob ihnen nicht das Wesentlichste fehle, die Wirkungen des Heiligen Geistes, ohne welche weder katholische noch protestantische Kirchen bestehen könnten, und die pfingstliche Gruppe habe ihrerseits die Hilfe der andern nötig, da sie sich sonst in ungeordnete Geistschwärmerei verlieren würde. Hier ist in der Tat ein Neuansatz der ökumenischen Arbeit gegeben. Es wird für die Zukunft entscheidend sein, ob die Ökumenische Bewegung den Schritt vom zweiten zum dritten Stadium und damit einen neuen Schritt» von der Spaltung zur Einheit» wagt. In der klar ausgewogenen, allseits gerecht urteilenden Art, wie der Verfasser diese neue Sicht der Ökumene umschreibt, liegt eine große Verheißung.

Kirche und moderne Gesellschaft

In immer rascherem Tempo schreiten die soziologischen Umschichtungen der Gegenwart voran. Besonders in den Ländern, in welchen der Krieg die alten Sozialordnungen gründlich zerschlagen hat, bilden sich neue Ansätze heraus, die zusammen mit der modernen Arbeitsorganisation in Großbetrieb und Automation ein wesentlich anderes Gesellschaftsbild ergeben, als es noch die Generation um 1930 gekannt hatte. Wohl sind in der Schweiz die Auflösung der Gemeindeeinheit, der überaus rasche Wohnortswechsel der arbeitenden Bevölkerung und die Zerstörung der Familie noch nicht so fortgeschritten wie anderswo. Aber die Umschichtung ist überall spürbar.

Wie stellt sich die Kirche zu dieser neugestalteten modernen Gesellschaft? Kann sie noch auf den altüberlieferten Gemeinschaftsformen der Kirchgemeinde mit ihrem Mittelpunkt in Predigt, Unterricht und Seelsorge beharren? Muß sie nicht neue Formen der Verkündigung finden und neue Gestalten der Gemeinschaft schaffen, um den modernen Menschen überhaupt noch zu erreichen? Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die Kirche seit über hundert Jahren, soziologisch gesehen, einseitig kleinbürgerlich-bäuerlich geblieben ist und mit dem raschen Zusammenschmelzen dieser Gesellschaftsschichten selbst ins Leere zu geraten droht. Die Massen der modernen Großstadtbevölkerung und ihre Arbeitswelt können durch die bisherigen Mittel nur ganz ungenügend erfaßt werden. Neue Wege sind notwendig.

Heinz-Dietrich Wendland geht in seinem Buch *Die Kirche in der modernen Gesellschaft* (Furche-Verlag, Hamburg 1958) mit großer Sachkenntnis diesen Fragen nach. Er bietet keine bloß praktischen Anweisungen, sondern eine gründliche theologische Studie, die eigentlich nur von einem Theologen verstanden werden kann. Das mag ein Nachteil des Buches sein; wer etwa von der geistigen

Welt einer Handels-Hochschule herkommt und nach einem Handbuch der einschlägigen Fragen sucht, wird es hier nicht finden. Aber das Buch will auch in erster Linie ein Weckruf an die Kirche sein, und so mag das besonders in den ersten Teilen recht schwere theologische Rüstzeug am Platze sein. Sonst würden gewiß gerade deutsche lutherische Theologen diesen Ruf überhaupt nicht ernst nehmen! Wendland umschreibt zuerst das Verhältnis des Theologen zur Gesellschaft und das Gegenüber von christlicher Botschaft und sozialer Ordnung im Neuen Testament. Grundsätzlich steht der Träger des Evangeliums über den sozialen Schichten der Zeit. Sein Wort soll von der Unvergänglichkeit Gottes inmitten der sich stetig wandelnden Gesellschaftsstruktur der Welt zeugen. Dieses Zeugnis reicht hinein in die jeweiligen Gemeinschaftsformen der Zeit, wie die Haustafeln der neutestamentlichen Briefe mit ihren drei Hauptgruppen Mann-Frau, Eltern-Kind, Herr-Knecht beweisen. Aber es darf sich nicht mit diesen wandelbaren Strukturen völlig gleichsetzen. Daß dies in verhängnisvollem Ausmaß in der zu Ende gehenden bürgerlichen Epoche geschehen ist, macht die heutige Situation so schwierig.

Wendland entwickelt die evangelische Soziallehre aus den neutestamentlichen, möglichst universal gefaßten Gedanken des Reiches Gottes heraus. Die evangelische Soziallehre verteidigt und verherrlicht keine vergangenen Sozialformen. Sie blickt stets vorwärts auf die kommende Herrschaft Gottes. Sie übersieht dabei die gewaltigen Aufgaben der Gegenwart nicht, versucht sie aber frei von falschen ideologischen Bindungen vom Leitbild der «verantwortlichen Gesellschaft» aus zu gestalten. Wendland grenzt dieses Leitbild sowohl vom Individualismus als auch vom Kollektivismus ab. Eine verantwortliche Gesellschaft in dieser Zeit soll dem Reiche Gottes in der Ewigkeit den Boden bereiten. Mit diesem Entwurf der Sozialethik stellt sich Wendland, wenn auch da und dort kritisch, so doch grundsätzlich positiv auf den Boden der Botschaft der Weltkirchenkonferenz von Evanston zu den sozialen Fragen. Von hier aus ist auch die echte Verbindung zu einem rein menschlichen sozialen Humanismus zu finden, sei es in der Aufnahme seiner Anliegen, sei es in der notwendigen Kritik an seinen rein innerweltlichen Zielen.

Das wichtigste Kapitel dürfte das über den «instrumentalen Menschen» und das christliche Menschenbild sein. Der moderne Mensch ist zum bloßen Instrument der wirtschaftlichen, technischen und politischen Organisation geworden. Mit der Anprangerung und Verachtung dieser weitbekannten Zustände hilft man niemandem. Darum ruft der Verfasser zu einer mitbrüderlichen Haltung, zur Hilfe gegenüber diesen modernen, «unter die Räuber gefallenen» Menschen auf. Die Wege dazu sucht er in den Schlußabschnitten über die Stellung der Gemeinde innerhalb der Massenwelt und über die Verkündigung der Kirche in der gesellschaftlichen Situation der Gegenwart auf. Er fordert eine kirchliche Pionierarbeit, wie sie die evangelischen Akademien und die vielen freien Unternehmungen zur Verkündigung des Evangeliums im «Niemandsland» des modernen Lebens bereits versuchen. Dabei soll die Arbeit der bisherigen, altüberlieferten, geschlossenen Kirchgemeinde nicht verachtet oder beseitigt werden, wohl aber soll der missionarische Vorstoß der freien Gruppen in die Welt gleichberechtigt neben ihr anerkannt sein. So wird die Kirche und ihre Verkündigung zugleich lebendig und der modernen Welt näher und doch nicht ohne die wertvollen Kräfte der Überlieferung sein. Nach den gründlichen theologischen Erörterungen der ersten Kapitel scheinen die praktischen Schlußabschnitte eher etwas blaß. Doch beweist die Tatsache, daß dieses Buch schon mehrere Auflagen erlebt hat, daß es einem dringenden Bedürfnis nach Orientierung in diesen Fragen um Kirche und moderne Gesellschaft wegweisend entgegenkommt.

Anhangweise sei noch auf eine Einzelstudie schweizerischer Herkunft zu einem Problem aus dem Fragenkreis Kirche und Wirtschaftsleben hingewiesen. *Gottfried W. Locher*, jetzt Professor der Theologie in Bern, geht in seiner Habilitationsschrift *Der Eigentumsbegriff als Problem evangelischer Theologie* (Zwingli-Verlag, Zürich, 2. Aufl. 1962) den

Auffassungen des Eigentums in der Bibel, bei den Reformatoren und hauptsächlich in der Neuzeit nach. Neben die Untersuchung des Eigentumsbegriffs bei Karl Marx treten die liberalen Wirtschaftstheoretiker wie Röpke, die katholischen Denker und die neuere evangelische Theologie von Kutter bis Karl Barth. Die Studie mündet in eine grundsätzliche theologische Betrachtung des Eigentums aus. Ihr Ziel ist die vor Gott verantwortliche, im Dienste des Nächsten stehende Verwendung des Eigentums. Bei aller Verschiedenheit der Sicht stehen sich die beiden besprochenen Werke in der Grundhaltung nahe.

Heinrich Bullingers Hausbuch

Die Forschung über den Nachfolger Zwinglis in Zürich ist in den letzten Jahren durch bedeutende Werke bereichert worden. Peter Walsber ehandelt in seiner Studie über Bullingers Prädestinationslehre nicht nur diesen Ausschnitt aus der ganzen reformatorischen Theologie, der die Gemüter der Zeitgenossen am heftigsten beschäftigte, sondern er gibt einen kleinen Abriß der ganzen Gotteslehre Bullingers. Für die allgemeine Geistesgeschichte noch aufschlußreicher ist das Buch von *Walter Hollweg, Heinrich Bullingers Hausbuch. Eine Untersuchung über die Anfänge der reformierten Predigtliteratur* (Beiträge zur Geschichte und Lehre der Reformierten Kirche, Band VIII, Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins Neukirchen, Kreis Moers, 1956). Kein Buch der Zürcher Reformation hat eine solche Bedeutung erlangt wie diese Predigtsammlung Bullingers, die in der lateinischen Urform entsprechend ihrem Aufbau in Zehnerreihen von Predigten «Decades» heißt und in der vom Berner Theologen Haller besorgten deutschen Übersetzung den bezeichnenden Titel «Hausbuch» erhalten hat. Da es zu einem «Bestseller» der reformatorischen Literatur wurde und eine geographisch überraschend große Verbreitung erlebte, kann es mit Fug und Recht als ein Hauptwerk des reformierten Protestantismus in seiner Bedeutung für das 16. Jahrhundert neben Calvins Institutio gestellt werden. Bullingers beste Eigenschaften treten allseits hervor: seine erstaunliche biblische und theologische Belesenheit, seine Gabe, die schwierigsten theologischen Probleme leicht faßlich darzulegen, der Wille, überall, trotz aller reformatorischer Festigkeit, den Zusammenhang mit der ganzen Kirche zu wahren, die Lehrmeinungen nirgends zu überspitzen und der positiven Auferbauung des Glaubens zu dienen. Das Buch war ursprünglich als Anleitung für die Prediger bestimmt, ist aber so glücklich abgefaßt, daß es von jedem interessierten Laien gelesen werden konnte. Übersetzungen ins Deutsche, Holländische, Französische und Englische bezeugen, daß es einem dringenden Wunsch und Bedürfnis entsprach. Es ist nicht nur eine der ersten reformierten Predigtsammlungen, die dem noch weithin ungebildeten Pfarrerstand eine erste Anleitung bieten konnte; es faßte auch die ganze reformatorische Lehre in übersichtlicher und verständlicher Weise so zusammen, daß es für Ungezählte zum dogmatischen Lehrbuch wie auch zum religiösen Erbauungsbuch werden konnte. Bullingers geistige Autorität wuchs durch dieses Buch in der ganzen evangelischen Christenheit derart an, daß es noch nach Jahrzehnten in den theologischen Kämpfen, zum Beispiel in der Prädestinationsfrage oder im Problem der Ketzerverfolgungen, von beiden Parteien als Kronzeuge angerufen wurde. Hollweg geht all diesen geistesgeschichtlichen Folgen dieses Buches in größter, manchmal zu ausführlicher Sorgfalt nach und versucht, das Buch in den Rahmen der ganzen reformatorischen Literatur zu stellen. Der Leser macht mit ihm den Weg des Buches von Zürich durch ganz Europa, ja mit den holländischen Seefahrern, denen es als eiserne Ration der Schiffslektüre mitgegeben wurde, bis nach den fernsten Kolonien mit. Hollwegs Darstellung der Geschichte dieses Buches wird dadurch zu einem wichtigen Beitrag zur schweizerischen Geistesgeschichte in ihrer weltweiten Ausstrahlung. Daß er vier gute Predigtbeispiele im Anhang in genauer Übersetzung beifügt, verleiht dem Buch einen besondern Reiz: man vernimmt Bullingers überlegene Stimme selbst. Das Hausbuch wich erst zu Anfang des 17. Jahrhun-

derts den veränderten Bedürfnissen nach barocker Erbauungsliteratur. Es geriet später zu Unrecht in Vergessenheit. Hollweg hat das Verdienst, mit dieser Arbeit die hervorragende Bedeutung Bullingers und seines Hauptwerkes wieder aufgehellt zu haben.

Ernst G. Rüsch

ZUR VORGESCHICHTE DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Robert Ingrim, der Verfasser des hervorragenden Buches *Von Talleyrand zu Molotow*, legt uns unter dem Titel: *Hitlers glücklichster Tag* (Seewald Verlag, Stuttgart) eine historische Studie von großem Wert vor, die wichtige neue Aufschlüsse über den Aufstieg Hitlers zur Macht und über die Vorgeschichte des zweiten Weltkrieges vermittelt.

Der sensationell wirkende Titel bezieht sich auf den Tag des Abschlusses des britisch-deutschen Flottenabkommens (18. Juni 1935), durch welches das nationalsozialistische Deutschland sich verpflichtete, den Bestand seiner Seestreitkräfte auf 35% der britischen zu begrenzen. Hitler hat selbst dieses Datum als seinen glücklichsten Tag bezeichnet. In gewissem Sinne bildet dieser Vertragsabschluß denn auch den Höhepunkt der ganzen Periode, die das Buch schildert. Gestützt auf ein überaus reiches Quellenmaterial meist britischer Herkunft, worunter sich auch Akten aus dem Archiv der Admiralität befinden, legt der Verfasser dar, wie sehr die Erfolge Hitlers und damit auch dessen Größenwahn durch die schwerwiegenden Irrtümer britischer Staatsmänner, Diplomaten und Militärs gefördert wurden.

In zwei einleitenden Kapiteln vergleicht der Autor den Friedensschluß nach den napoleonischen Kriegen mit jenem von 1919 und legt dar, wie die großen Staatsmänner von 1815 den Unterschied zwischen dem französischen Volk und seinem Kaiser zu machen wußten und daher Frankreich keinen Rachefrieden auferlegten, während deren verblendete Nachfolger in Versailles Deutschland einen so demütigenden Frieden diktierten, daß das Bedürfnis nach nationaler Wiedererhebung im deutschen Volk übermächtig werden mußte. Diese Gegenüberstellung der «Könner» und der «Stümper» ist zwar scharf, aber durchaus berechtigt. Hier und in der Folge bemüht sich der Verfasser aber stets, in objektiver Weise zu erklären, welche oft an sich ehrenhaften Beweggründe zu den Irrtümern der Staatsmänner führten. So weist er nach, daß Lloyd George eigentlich für einen Versöhnungsfrieden war, aber gegenüber Wilson und Clémenceau sich nicht durchzusetzen vermochte.

Mit zahlreichen Zitaten wird sodann nachgewiesen, was für Fehlurteile noch in den letzten Jahren vor dem Krieg über die Machtverhältnisse in Europa weit herum verbreitet waren. Die ausgesprochene Unterschätzung der von der Sowjetunion drohenden Gefahr, wie anderseits die Überschätzung der französischen Armee, Italiens, Polens und der Kleinen Entente und ihre verhängnisvollen Folgen treten klar zutage. Sodann schildert der Autor die beiden wesentlichen Ursachen, die die Haltung der britischen Staatsmänner bestimmten: das Festhalten an der überholten Idee der «balance of power» und den in der öffentlichen Meinung Englands stark verbreiteten Pazifismus und die daraus folgende Abneigung, eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Rüstung zu unterhalten. Man ist geradezu betroffen, festzustellen, daß die damalige britische Politik die deutsche Wiederaufrüstung mindestens indirekt begünstigte, weil sie eine allzu starke Stellung Frankreichs auf dem Kontinent nicht dulden wollte. Dazu kamen weiter die britischen Illusionen über den Völkerbund, von dem erwartet wurde, daß er der Völkerversöhnung dienen werde, während er nach französischer Auffassung

die Sicherheit Frankreichs, also die Niederhaltung Deutschlands garantieren sollte.

Es folgen die Schilderungen der Abrüstungsbestrebungen, des Verhältnisses zwischen Hitler und Mussolini, der Nichtangriffspakte und des Abschlusses des Rompaktes zwischen Italien und Frankreich, dessen wesentlichster Inhalt die gegenseitige Konsultationspflicht im Falle einer Bedrohung Österreichs war. Daran schließt sich die Darstellung der Verhandlungen über den eingangs erwähnten Flottenpakt. Hier zeigt sich, was für interessante, bisher unbekannte Dokumente der Verfasser aufgefunden hat. Er gibt den Text eines Schreibens wieder, das vom japanischen Militärattaché in London verfaßt war und Ribbentrop zuging. Darin werden die japanischen Erfahrungen mit den Briten geschildert und daraus der Schluß gezogen, daß nur hartnäckiges Beharren auf einem von vornherein festgelegten Ziel die Engländer zum Nachgeben bringe. Ribbentrop befolgte diesen Rat und setzte so den Abschluß des Paktes trotz der Proteste Frankreichs und Italiens durch. Der Verfasser macht klar, daß dieser Erfolg Hitler dazu verleitete, nicht an die Möglichkeit eines kriegerischen Eingreifens Großbritanniens zugunsten Polens zu glauben und daß dieser Pakt indirekt die vertragswidrigen deutschen Rüstungen auf dem Gebiete der Land- und Luftstreitkräfte legalisierte.

In den folgenden Kapiteln werden die Schwierigkeiten Mussolinis mit Hitler geschildert, denen zum Trotz es schließlich doch zum Abschluß des Stahlpaktes kam, sowie die zahlreichen Fehlurteile der Briten, unter anderem Edens, der den Bolschewismus als eine interne Frage Rußlands und keineswegs als internationales Problem betrachtete und der, wie übrigens auch Lloyd George, über Hitlers Person eine durchaus günstige Meinung zum Ausdruck brachte. Sodann werden die Ursachen der britisch-französischen Passivität gegenüber dem deutschen Angriff auf Polen klar dargelegt.

Die vorstehende knappe Schilderung kann keineswegs ein vollständiges Bild der sehr verwickelten politischen Verhältnisse der Vorkriegszeit geben, die Ingrims Buch in meisterhafter Weise darlegt, sondern beschränkt sich auf einige besonders markante Punkte.

In einem abschließenden Kapitel: «Richtet nicht!» legt der Verfasser dar, daß es unberechtigt ist, das ganze deutsche Volk wegen der Verbrechen Hitlers zu verdammen. Er weist darauf hin, wie viele prominente Deutsche schon früh die Gefahren der Politik Hitlers erkannten und wie gerade durch die britische Unterstützung, die dieser erhielt, ihre Warnungen als verfehlt beiseitegeschoben wurden. Mit Bezugnahme auf die Untaten der OAS in Frankreich sagt er mit Recht, daß jedes Volk eine Unterwelt beherbergt, die niedergehalten werden muß und fügt bei: «Wehe, wenn sie emporkommt — in jedem Land, in jedem Volk.»

Ingrims Buch ist ein hervorragender Beitrag zur Vorgeschichte des zweiten Weltkrieges und damit auch der heutigen weltpolitischen Verhältnisse und Spannungen. Die vielfachen, dramatischen Situationen, die der Verfasser schildert, seine scharfen, aber zutreffenden Urteile und seine Objektivität machen das Buch zu einer spannenden Lektüre. Ingrims Buch ist aber über seine rein historische Bedeutung hinaus eine ernsthafte Mahnung an die führenden Persönlichkeiten des Westens, gegenüber der Sowjetunion nicht in dieselben Fehler zu verfallen, die gegenüber Hitler begangen wurden, da sie ebenfalls zur Katastrophe führen müßten. Wer immer im Bereiche des freien Westens mit Weltpolitik zu tun hat, sei es im Sinne der Beeinflussung der öffentlichen Meinung, sei es gar in verantwortlicher Stellung, sollte dieses Buch lesen.

Hans Frick